

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 66.

Mittwoch, den 17. Dezember.

1924.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

(5. Fortsetzung.)

„Beneidenswert“, seufzte Frau Klärchen. „Meine Jungens sind ganz anders geartet! Lieb haben sie mich und dankbar sind sie mir, aber alles mit mir teilen? Fällt ihnen beiden nicht ein im Traum. „Klein-Mutterchen, das verstehtst du doch nicht!“ und „Klein-Mutterchen, das ist wirklich nichts für dich!“ so heißt es mündlich und brieflich alle Augenblicke. Ich brenne ja nun darauf, in ihrer beider Leben hineinzusehen. Ich bitte Sie, Frauen, ein Arzt und ein Künstler — die müssen doch allerlei interessante Dinge erleben. Aber nicht rühr an! Und lachen einen noch aus, wenn man wissbegierig ist!“

„Das ist nicht so schlimm gemeint. Sie dürfen auch nicht denken, weil Peter mir alles sagt, daß wir immer einer Meinung sind. Ich muß ihm oft genug den Willen lassen, ohne daß ich ein Einsehen dafür habe — umgekehrt ist es auch freilich oft der Fall. Jeder von uns beiden hat aber so viel Achtung vor dem anderen, daß er sich heischet.“

„Werden Sie denn nun das fremde Kind ganz hier im Hause behalten?“

„Dauernd schon in keinem Fall! Wenn sie fürs Leben tüchtig gemacht werden soll, darf sie nicht auf dem Lande wie unter einer Glasglocke aufwachsen. Vorläufig aber bleibt sie bei mir; ich muß sie kennen lernen, beobachten, Stellung ihr gegenüber nehmen, kurz, feststellen, wos Geistes Kind sie ist. Zunächst also will ich mich nach einer Erzieherin für sie umsehen. Sprachen Sie mir nicht einmal von einer Verwandten?“

„Meine Cousine Betty? Aber das ist ja ein herrlicher Gedanke! Ja, die ist frei — ein bißchen schwächlich und leidend, aber klug wie der Tag und aller Weisheit voll! Sie hat seinerzeit ein glänzendes Examen gemacht; das ganze Seminar hat damals Kopf gestanden. Eigentlich wollte sie keine neue Stelle mehr annehmen und ganz auf ihren Vorbeeren ruhen, aber wenn sie hierher zu Ihnen kommen kann — in dies Haus — und bloß ein einziges Kind zu unterrichten . . . und Sie, meine Liebe, Goldene, die Rücksicht und Güte in Person —“

„Preisen Sie mich nur nicht so sehr an, Klärchen, sonst erlebt die Dame sicher eine Enttäuschung. Sie lagen mir dann die Adresse, und ich schreibe an sie. Wollen auch Sie ihr schreiben — um so besser. Nur eines noch! Ich möchte sie nicht gleich hier haben — sagen wir in fünf bis sechs Wochen! Zunächst möchte ich mich mit meiner Pflgetochter allein einleben.“

„Pflgetochter! Wie das klingt! Sie haben sich früher oft eine eigene Tochter gewünscht — überhaupt mehr Kinder — ich weiß das —“

„Künft, sechs häßt ich haben mögen, Buben und Mädchen, bunt durcheinander. Das Schicksal hat es nicht gut mit mir gemeint, als es mir bloß diesen einzigen Sohn bescherte! Wie hat mein guter Mann sich ein Töchterchen gewünscht! Auch für Peter wäre es viel besser gewesen, er hätte Geschwister gehabt. Er ist etno nach innen gefehrte Natur, ein Grübler, ein Träumer — solch einem Menschenkinde hätte es in jeder Weise wohlgetan, sich mit Brüdern und Schwestern zu tummeln,

ihnen von seinem inneren Reichtum zu geben und wiederum von ihnen zu nehmen, was ihm selber fehlt —“

„Und doch möchten Sie Peter nicht anders haben, als er ist!“

„Ja? Meinen Prachtjungen — anders haben wollen?“ Ein strahlendes Lächeln, die ganze Glorie vollen Mutterglücks, ergoß sich über Frau Olgas Antlitz und machte es schön. „Er ist mein ein und alles, für mich gibt es nicht seinesgleichen auf der Welt. Aber eben darum — Sie verstehen! — höre ich nie auf, um ihn zu sorgen, um ihn zu bangen, seitdem er ohne mich da draußen in der Welt. Und doch fühlte ich — das habe ich Ihnen ja oft gesagt — daß ein beständiges Angewiesensein auf mich, die Mutter, ihm auch nicht gut tat. Verhältnismäßig sehr frühe habe ich ihn in Pension gegeben, so bald schon nach meines Mannes Tod. Er sollte kein Mutterjüngchen werden, sollte es lernen, ohne mich zurechtzukommen. Nun, Sie wissen ja, daß ich recht eigentlich mit den Pensionen für Peter kein Glück hatte. In der ersten blieb er ganz sich selbst überlassen, in der zweiten war er, äußerlich gesehen, vorzüglich aufgehoben — gute, geschickte Leute, die beste Verpflegung — aber unter den Pensionären war ein Element, das schädlich wirkte —“

„Aber doch nicht auf Peter, ich bitte Sie!“ fiel die Pfarrfrau der Rednerin ins Wort. „Den Jungen könnten Sie in die Hölle schicken, und er ginge als ein weißes Unschuldslämmchen hervor!“

„Das ist denn doch ein zu starker Vergleich, liebes Klärchen! Zugegeben, mein Junge ist eine reine Natur und Versuchungen, denen viele unterliegen, existieren einfach nicht für ihn. Dennoch — ganz unberührt ist er damals vor diesem Gift nicht geblieben, schon allein darum nicht, weil er sehen mußte, wie es andere anstelte. Man hat es dort im Pensionat leider zu spät entdeckt — als man den Versüßer entfernte, hatte er schon Unheil genug angestiftet. Ich bin überzeugt, Peter wird diese Erfahrung nie ganz verwinden.“

„Wer in Berlin lebt, kommt wohl nicht dazu, viel seinen Erinnerungen nachzuhängen, beste Frau Olga!“

„Peter lebt in Berlin stiller und abgeschlossener, als es mir lieb ist. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß man in einer Stadt wie Berlin ein Dasein, wie Peter es mir schildert, führen könnte. Musik, Theater, Vorträge — all das genießt er reichlich, aber ich warte noch heute darauf, daß er sich an einen einzigen Menschen dort näher und wärmer angeschlossen hat.“

„Befriedigt ihn denn sein Studium, die Nationalökonomie?“

Zweifelnd wiegte Frau Olga das Haupt.

„Befriedigen?“ O ja — das schon! Aber wie Peter geartet ist, erwartete ich viel mehr als das! Mit vollen Segeln sollte sein Lebensschiff in See gehen — sein Beruf sollte ihn reich und glücklich machen, sollte ihn ganz ausfüllen! Nun, das ist nicht geschehen. Er hat wohl Interesse daran, lobt auch zwei seiner Professoren ganz besonders, aber, wie gesagt, ich hätte auf viel mehr gehofft.“

„Er will doch natürlich später Wittenberge über-“

nehmen, nicht wahr? Das versteht sich doch von selbst, wie die Dinge liegen."

Wieder flog ein Schatten über Frau Olga's liebes, helles Gesicht.

"Das sagt sich so leicht, liebes Märchen! Gar nicht versteht sich das von selbst! Das Gut ist da, gehört seit drei Generationen den Burkardts und Peter ist der einzige Sohn. Soweit ist alles klipp und klar. Er liebt Wittenberge, er hängt mit ganzer Seele an der heimatlichen Scholle, aber er ist absolut kein geborener Landwirt. Von der praktischen Begabung seines Vaters hat er keinen Schimmer. Er wird im besten Falle Wittenberge vom Standpunkt des Nationalökonomien bewirtschaften — dabei wird nicht viel herauskommen, fürchte ich!"

"Aber Sie können ihm zur Seite stehen, Liebste, Einzige! Sie, die geborene Landwirtin!"

Frau Burkardt lachte hell auf. Sie umfakte ihre Nachbarin und gab ihr einen herzhaften Kuß.

"Liebes, gutes Märchen, was sind Sie für ein prächtiger Mensch, und was sind Sie für eine schlechte Menschenkennerin! Ja, ja, gucken Sie mich nur so erstaunt an mit Ihren spanischen Prachtaugen. Haben Sie es wirklich noch immer nicht gemerkt, wie es um mein sogenanntes landwirtschaftliches Genie bestellt ist? Und leben doch nun schon jahrelang neben mir! Weil ich die Sache leidlich gut mache —"

"Leidlich? Leidlich gut?" emörte sich Frau Aläthen. "Tadellos — großartig müssen Sie sagen!"

"Das sage ich aber nicht! Also — weil ich die Sache leidlich gut mache so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß ich ein wirkliches Talent dafür besitze. Gar keines habe ich dafür — gar keines! Schon für die innere Wirtschaft hab' ich mich mühsam selbst erziehen müssen, und zwar so, daß mein Mann es nicht merkte, daß ich Mühe damit hatte. Wie er mir nun aber so früh genommen wurde, und der Junge war knapp zehn Jahre alt, und der Inspektor war auch gerade keine erste Autorität in seinem Fach — ja, was sollte ich da tun? Mit Intelligenz und gutem Willen ist sehr viel zu machen, das versichere ich Sie. Beides hatte ich ja nun, also nahm ich mich fest in die Zügel und wurde das, was meine lieben Freunde und getreuen Nachbarn eine perfekte Landwirtin nennen — aber mit rechter Passion bin ich niemals dabei gewesen."

"Ist es möglich?" Die Pfarrfrau schlug die Hände zusammen, rückte von Frau Olga ab und betrachtete sie mit großen Augen von Kopf bis zu Fuß wie ein Wunderkinder. "Uns alle hier auf zwanzig Meilen im Umkreis und darüber ein Jahrzehnt lang hinter's Licht zu führen! Nein, aber nein — ist es wohl zu glauben? Liebchen, ich hab' Sie immer für ganz was Kares gehalten, aber dies — dies imponiert mir denn doch am allergewaltigsten! Wittenberge gilt doch mit Recht überall als Musterwirtschaft!"

"Dazu hat mein Mann den besten Grund gelegt; ich durfte nur weiter bauen, das Fundament war gegeben."

"Weiß Ihr Sohn darum?"

"Mein Sohn weiß alles von mir — zwischen uns gibt es kein Verschwiegen und kein Verstecken."

"Da kann er von Ihnen lernen, was es mit Selbstdisziplin und Energie auf sich hat."

"Vielleicht", lachte Olga gedankenvoll.

IV.

Frühling! Du seltener, du später, du zögernder Gast in Ostpreußen! Oft kommst du gar nicht, und die arme, leujende Menschheit, die unter dem eiskirrenden Winter so hart gelitten, sehnt dich vergebens herbei. Oft auch streißt du mit flüchtigem Flügel Schlag nur das spröde Land und flatterst weiter und wirfst deine Gaben und Gnaden freigebig dahin und dorthin und schließt schließlich den vollen, glühenden Sommer da oben in den nordischen Landzipsel, und die Menschen klagen: Wir haben wieder einmal keinen Frühling gehabt!

Diesmal aber gab es in Wittenberge Verheerungen und Sonnenschein, wehende, lichtgrüne Brenner an Baum und Struch, Knospen und Blüten, Käfergeschwirr und Bienenjumen, Schmetterlingsgaulein und blaues Himmelslicht, als wolle das schöne Stück

Land dort am Gestade der Ostsee dem fremden, weit hergereisten jungen Menschenkinde zeigen: Sieh, so sieht deine neue Heimat aus! Sei dankbar und freue dich! O ja, sie war dankbar und sie freute sich auch. Lydia Ewert! Wie sie jetzt in ihrem blauen Blusenkleide durch die Wittenberger Schlucht einherkam, einen kleinen Strauß Maiglöckchen in den Gürtel geschoben, mit erwartungsvollen Augen nach dem Meer ausspähend, das täglich einen immer neuen Zauber auf sie ausübte, da sagte sich's das intelligente Kind recht eindringlich vor: Dein Los ist dir gut gefallen! Denke an die Hölle, die du daheim hattest!

Sie war vorläufig noch ohne festen Unterricht. Frau Olga, die seinerzeit ein gutes Examen als Lehrerin bestanden hatte, „wenngleich nicht das ganze Seminar darüber Kopf stand“, wie sie Frau Aläthen Förster lächelnd versicherte, unterrichtete einstweilen ihre Schulkinder selbst — die neue Erzieherin sollte erst nach Pfingsten, diesmal ungewöhnlich spät fallend, in Wittenberge eintreffen. Auf allen Gebieten war natürlich Frau Burkardt den Anforderungen der Neuzeit nicht gewachsen — sie nahm mit Recht an, daß dies keinen Schaden brachte, daß ein so intelligentes Kind wie Lydia diese kleinen Lücken unter richtiger Leitung bald ausfüllen würde! Sie wünschte vor allem, Lydia gründlich kennen zu lernen, sie hatte sie jetzt beständig um sich, nahm sie mit in Milchwirtschaft, Keller und Küche, zeigte ihr die Winternorräte und den Viehbestand — mit einem Wort, sie ließ sie einen Einblick in ihre eigene Tätigkeit und in den gesamten Wirtschaftsbetrieb tun. Damit erfüllte sich ihr ein doppelter Zweck: einmal fettete sie die neue Haustochter eng an ihre Seite — zweitens aber konnte Lydia bei ihrer raschen Auffassungsgabe mancherlei leicht schon lernen, was ihr immerhin in ihrem späteren Leben, so oder so, zugute kommen konnte.

Vorlesung folgt.

Musik.

Klasse von Hedwig Stephan.

Sie wußte es, als sie ihn heiratete.

"Ja, in der Musik, Marienkind," hatte er zu ihr gesagt. „da bin ich leider ein richtiger Banause! Ich habe Freude daran — nein, wirklich, rechte Freude — einen schönen Walzer höre ich gern oder so etwas aus dem „Troubadour“ — aber von Klassik verstehe ich rein gar nichts!“

Sie war zusammengezuckt. Gerade der „Troubadour“ —

Aber was kam es denn in der Ehe auf solche Nebenächlichkeiten an — und schließlich — gewiß — sie würde ihn doch heranbilden, zu sich emporziehen —

Mit dem Emporziehen wurde es aber nichts.

Bei „Bach“ konnte er das Gähnen nicht verbergen und als sie ihm dann etwas „Leichtes“ die vierte Sinfonie, vorlegte und sich nach dem herrlichen Adagio umdrehte, überzeugte, daß auch er sich dem Zauber dieser Töne nicht entziehen konnte, da sah sie, wie er gerade leidend auf die Uhr blickte.

Sie trug doch viel schwerer daran, als sie gedacht hatte, in ihrer Jungmädchenzeit hatte sie alleinstimmig Freundinnen belesen, auch mit der Mutter war sie in diesem Punkt wenigstens, innerlich verbunden gewesen, man hatte im Kreise der Bekannten ihre Kunst bewundert und das hatte sie zu eifrigem Üben, zum Streben nach Vervollkommen angeporn.

Wenn sie jetzt abends vom Stügel aufstand, ganz erfüllt und berauscht von Klängen und Harmonien, erschüttert und tiefbesüßelt mit heißen Wangen und nassen Augen, dann riefte Gustav ihr freundlich zu und lachte unaefähr: „Rein hast du wieder mal gespielt Kleines! Und ganz rote Backen hast du bekommen!“

Sie hätte ausschreien mögen die Hand wegstochen, die sie sich fohlen wollte, sich in einen dunklen Winkel verziehen, in Einsamkeit, bis die bebenden Nerven sich beruhigt hätten. Ja, waren sie denn wirklich aus verschiedenen Welten? Konnte es denn Menschen geben, die bei so überirdischen Tönen empfindungslos blieben? Und gerade sein Lob peinigte sie — dieses Lob, das von einer so niederdrückenden Kritiklosigkeit zeugte! Gewiß sie spielte gut — Freude und Stolz ließen sie erahnen, wenn sie daran dachte — und sie war auch ehrgeizig, sie düstete nach Anerkennung, aber aus berufenem Munde. Wie unbeschreiblich schön mußte es sein für einen geliebten Mann zu spielen, mit dem sie so einsam das Heiligtum der Musik bewohnte — in seinen Augen Dank und Verständnis zu lesen! —

Maria's Relabareit in diesen Abendstunden, die sie am Stügel zubachte, konnte Gustav nicht entgehen. Aber er meinte nur, das viele Musizieren schiene doch recht nervös zu machen und im Frühjahr müsse Maria entschieden einmal

heraus, um sich geistlich zu erholen — der Schwartwald ist geeignet oder vielleicht Berchtesgaden.

Sie ging also in ein Sanatorium nach Berrenau und bei der Abendstunde sah sie ihm gegenüber. Er war Brumaier in dem bekannten Klingerischen Quartett, hatte einen anstrengenden Konzertwinter hinter sich und kam eben von einer Tournee aus Holland.

Er hatte sich vorgenommen, mindestens vier Wochen lang sein Instrument nicht zu berühren, was Maria einen "betörenden Entschluß" nannte. Ein Künstler von Gottes Gnaden, wie er, würde das einfach nicht aushalten.

So spannte sich auf dieser musikalischen Grundpfeiler als eine Brücke zwischen ihnen und Klinger der sich bisher Anbahnungsversuchen gegenüber mehr als ablehnend verhalten hatte, ließ merken, daß er mit dieser arten, eleganten Frau Maria eine Ausnahme zu machen gedachte. Die abendlichen Zusammenkünfte der Kurgäste floß er allerdings nach wie vor; Stimmerei auf dem Klavier anzuhören wäre für ihn ungehörig daselbe, wie an den Beinen aufgehängt zu werden, hatte er Maria anvertraut. Daß sie selbst viele, verblüffte sie ihm noch — sie wollte ihn mit ihrem reifen Können überreichen. Als sie ihm zufällig an einem Spätnachmittag allein im Gesellschaftszimmer antrat, lehnte sie den Sessel, den er ihr anbot, mit kühnen Köstlichkeiten ab und setzte sich an den Flügel, hinstaatend.

Nach den letzten Tönen wandte sie sich langsam um. Rafael Klinger sah da das Gesicht in den Händen vergraben. Jetzt sprang er auf, warf ihr ein „Danke, anstalt Frau!“ zu und verließ den Raum.

Von heilem Glücksgefühl überströmte, blieb Marie zurück. Gerade so hatte sie es sich erträumt! Was sollten Worte, wenn die Seele in heiligen Schauern erbebt? War ein Bild nicht viel beredter? Dagegen Gustavs lässliche Lobspriiche! Sie freute sich bei der bloßen Erinnerung daran.

Überhaupt Gustav — — — Rafael Klinger war in den nächsten Tagen zurückhaltend. „Er fürchtet zuviel zu verraten!“ dachte Maria und obwohl sie die Gefahr ahnte, flüchtete sie nach einem neuen ungetrübten Willkommen.

Es bot sich kurz darauf bei Gelegenheit eines arthieren Ausflugs, den die Kurgesellschaft plante. Klinger hatte sich ausgeschlossen, wie stets und im letzten Augenblick lehnte auch Maria ab, teilzunehmen. Ihr Herz hätte ihr in der Nacht doch recht zu schaffen gemacht.

So lagen sie sich nach dem Abendessen wieder allein im dampfenden Musikzimmer gegenüber. Maria mit hämmern dem Herzen und Rafael Klinger nervös und unruhig, wie gar nicht zu verkennen war, und auffallend wortarm.

Schließlich extrahierte Maria das schwüle Schweigen nicht mehr: sie öffnete den Flügel und begann leise die Mondschmelze. Noch nie glaubte sie so gute Geistesleistung zu haben.

Als sie geendet hatte, blieb sie vor dem Instrument stehen. In zitternder Erwartung des Kommenden.

Sie hörte ihn aufstehen — er trat hinter sie — —

„Gnädige Frau —“ brachte er etwas stockend heraus.

„Ihr Spiel — ich bin überzeugt, man hat Ihnen viel schmeicheltendes darüber gesagt — leider bin ich aber sehr verbohnt — nur eine wirkliche Kunstleistung ist für mich erträglich — und zu der werden Sie es schwerlich jemals bringen! Verzeihen Sie meine Offenheit — und entschuldigen Sie, daß ich mich gleich verabschiede. Ich reise morgen früh. Man muß jetzt doch zuviel in diesem Hause.“ Eine Verbeugung — die Andeutung eines Handstulles — und er war verschwunden.

Die Kur war bei Frau Maria entschieden von Erfolge: ihre musikalische Nervosität, wie Gustav sagte, hatte sich gelegt. Wenn er jetzt schwärmte im Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit, ihr Spiel zu loben sich gestattete, dann bekam er keinen bitterbösen Blick mehr, sondern ein freundliches, wenn auch etwas mattes Lächeln.

Frau Maria hat eingesehen, daß es doch etwas ganz Schönes ist um rückhaltlos Bewunderung selbst wenn sie aus einem nicht „berufenen“ Munde kommt.

Neue Bücher

* Adolf Koellich: „Der sinnende Flügel“. Erlebnisse und Gesichte. (Grethlein u. Co., Verlag, Leipzig.) Gläubig an die Wunder des Lebens will Koellich uns machen, weil sie die Wunder der Seele und damit zugleich auch die Wunder des Körpers sind, die Wunder der Einsamkeit und die Wunder aller Werkzeuge, mit denen sich das Leben begnügt, um zu erfahren, was es in seinem eigentlichen Wesen selbst ist. Koellich hat diese Wunder erfahren, weil er weiß, wo sie liegen nämlich in der Erfüllung der Zwecke, unbekümmert um das, was daraus folgen mag; denn was in der Natur geschieht, ist ewig das Rechte. Koellich formt und erfindet, und was er erfindet, ist mit Liebe gelesen.

* Julius Verbi: „Das Bild im Spiegel“. Geschichte einer Leidenschaft. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Wie in seinem Gottfried-August-Bücher-Roman „Überall Mollis und Liebe“, schlägt Julius Verbi auch in seinem neuesten Werk ein erotisches Thema an. Freilich dürfen wir von ihm kein sinnlich-schwüles Buch erwarten, das auf die Sensationslust des Lesers abzielt. Sein Bild im Spiegel leuchtet mit sachlichem Ernst in die Tiefen und Untiefen der Beziehungen der Geschlechter hinein, es dringt

psychologisch in die dümmsten Gründe menschlicher Zügellosigkeit und es rührt an das Unberechenliche im Leben, das nicht zu umgehen, nicht beiseite zu räumen ist, seinen ungeklärten Rest des unerrechnbaren Rechenzweckes. Der Roman, in seiner stofflichen wie geistigen Geliebtheit, ist eine starke dichterische Kraftprobe.

* Rund um die Frau. Kleine Geschichten von Heinrich Zerkulen. (Verlag von Franz Bormeyer in Bielefeld.) Eine Handvoll kleiner Geschichten, die so lustig, belebt und beschwingt sind, daß sie zusammen einen kleinen, aber köstlichen bunten Strauß ergeben, den Dichterhand, als Gruß am Wege des Schöpfers gepflückt, der liebsten Frau und allen Frauen darbietet. Alltagsvorgänge, Augenblickserlebnisse sind hier gestaltet aus tiefer Schau, die ins Weltliche und Symbolische andeutend vordringt, und hier mit künstlerischer Feinheit Impressionen zu verdichteten Novellen aufbaut, die immer traend aus jeder Seite erklingt.

* Waldemar Bonsels: „Baaabunden-Brevier“. (Literarische Anstalt Klitten u. Koenig, Frankfurt a. M.) Das „Baaabunden-Brevier“ enthält Gedanken und Betrachtungen von Waldemar Bonsels. Aus seinen Werken ausgewählt und zu einem Bilde einer Weltanschauung zusammengefaßt von Reinhold Bularin. Der Sinn dieses Breviers ist, Waldemar Bonsels Lebensauffassung und Weltanschauung in systematischer Anordnung mit des Dichters eigenen Worten darzustellen. Das Bändchen, dessen Gedankenreichtum überraschen wird, gibt jedem die Möglichkeit sich mühelos in die geistige Welt dieses verantwortungsbewußten Denkers einzuleben und sich mit ihr auseinander zu setzen.

* Werner Janen: „Die irdische Unterwelt“. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Werner Janen, der Dichter der bekannten Nibelungen-Trilogie, läßt hier das Mittelalter Barbarossa und der Kreuzzüge heraussteigen, von dem er in seinem Roman „Heinrich der Löwe“ ein Monumentalgemälde auf. Wird dort ein Stück Weltgeschichte mit neuem blutwarmem Leben erfüllt, so ist es hier Menschenbild, in dem sich der Geist des Mittelalters spiegelt. Auch wer die Geschichtsbücher des Mittelalters nicht genau kennt, spürt, soweit die atemverlegende Handlung nicht über jedes Meditieren hinwegreißt, daß hier unklare Welten aufeinanderstoßen, den Menschen aus seiner Bahn schleudernd. Ein Enoch-Aden-Schicksal schwebt dies Buch, jedoch eines, das für die beiden schwergeprüften Männer Entlassung bedeutet. Wie hier die Probleme selbst sind, so kann die unter der Oberfläche lauernden Fäden nur ein Dichter entwirren, der mit der ganzen Tiefe seines Empfindens sich in die Gedankenwelt einer geschichtlichen Epoche einzufühlen vermag.

* Karl Rademacher: „Caesar von Heisterbach“. Ernst Basque: „Goldengel von Köln“. (J. T. Bachem, Verlagsbuchhandlung, Köln.) Karl Rademacher hat sich in seinem Roman „Caesar von Heisterbach“ eine Künstlergeschichte aus dem Klosterleben des 13. Jahrhunderts, die Aufgabe gestellt, die alte Kunst, wie sie in den Klöstern im 13. Jahrhundert geübt wurde, im Rahmen einer zeitgeschichtlichen Erzählung der Gegenwart näher zu bringen, was ihm überraschend gut gelungen ist. Ernst Basques, des weissen kölnischen Schauspielers und Schriftstellers kulturgeschichtlicher Roman „Goldengel von Köln“ hat Franz Bender neu herausgegeben. Der Roman spielt um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

* Hubertus Graf Strachwitz: „Concordia“. (Verlagsanstalt Torola, Innsbruck.) Eine anheimelnde, warmherzige Erzählung von einfachen, lieben Menschen, die mit ihren sympathischen Eigenschaften, Sonderlichkeiten und unklaren Intrigen inmitten ihrer behaglichen Umwelt liebevoll geliebt werden.

* Georg Julius Peterlen: „Um die Scholle“. Roman. (J. T. Bachem Verlagsbuchhandlung, Köln.) Die Landschaft an der Schwentine bei Kiel ist der Schauplatz dieses vielden Roman. Ein Kampf um die Scholle, zwischen dem auf seinem Besitz beherrschenden Grundbesitzer aus einem alten holländischen Grafengeschlecht und seinem Mühlenpächter.

* Paul Rosenbaum: „Der Ruf aus dem Äther“. (Verlag Ernst Reils Nachf., Quast, Scherl, G. m. b. H., Leipzig.) Modernes aus Chemie und Technik, Radio und Musik, die Eleganz der Welt, der Raum der Großstadt, der Ernst des Wertes — alles dicht nebeneinander. Ein ganz besonderes Buch, ganz Gegenwart und doch schon Zukunft. Unsere Erde tritt in geheimnisvolle Kontakt mit den Schweherkernen unseres Planetensystems. Mitten hinein in die Sicherheit der Kultur, mitten in ihre Gesetze und Regeln, ihre langvererbten Sätze von Moral und Sitte kommt das Wunder, das Unbegreifliche. Ein Arzt und Radiophysiker empfängt als interplanetarisches Medium Botschaft vom Saturn. Schall und laut ertönt der Ruf aus dem Äther, die Botschaft an die Erde. „Der Ruf aus dem Äther“, eine neue Probe von Paul Rosenbaums moderner Erfindungskunst, verbindet mit der gewohnten Fülle der psychologisch wie kriminell gleich interessanten Vorgänge eine außerordentliche Phantasie.

* „Mörderin“. Der Roman eines Verteidigers von Walter Bloem. (Verlag von Otto Lehmann, Berlin W. 57.) Durch die verblüffenden Fälle eines Kriminalverfahrens, dessen Wechselfälle den Leser aus fieberhafter Spannung nicht eine Sekunde loslassen, geleitet uns die Erzählung bis zur dramatischen Schwurgerichtsverhandlung und zur Lösung des Rätsels.

Aus altnassauischen Familienpapieren.

Von Adolf Unzer.*)

Wie es mit der Jagd in der Umgebung Wiesbadens hand. erfahren wir aus einigen Briefen aus dem Anfang des Jahres 1813. Der Vater schreibt an Louis und August nach Idstein (am 7. Januar):

Gestern war ich auf der Jagd, wo ich zwei Hasen schändlich fehlte, gleich nachher aber kamen 8 Hirsche ganz nahe in der Gegend von der alten Steinlaute unter dem Geisberg vor mir vorbeigelaufen; sie gingen erst ganz langsam kaum 15 Schritte vor mir vorbei, ich schoß die beiden Läufe meiner Büchse auf sie ab, aber es fiel keiner, weil die Schroten nicht hart genug waren, sonst hätte ich 2 erlegt; es war erst um 8 Uhr, und ich hätte gewünscht, daß Louis den mir angewiesen wäre.

Und am 19. Januar berichtet er:

Gestern habe ich auf dem Anstand am Neersberg auf der Treiße ein Schmalzschaf geschossen und glücklich nach Haus gebracht, künftigen Samstag soll Euch die Botin ein Bräutigam mitbringen. — Es war schon so dunkel, daß ich glaubte einen Fuchs zu schießen, und als ich herbei kam, zu meinem Vergnügen ein Reh vor mir liegen sah.

Allzuhäufig scheint Bieltius nicht auf die Jagd gegangen zu sein, wenigstens sind die vorstehenden Berichte fast die einzigen, die in den zahlreichen Briefen enthalten sind.

Als die Brüder Bieltius vor Weihnachten Idstein verließen, um das Fest und Neujahr im Elternhause zu verbringen, hatten sie wohl bei Inspektor Bender angetreten, er würde die Fenster dicht machen lassen, da die Erwärmung des Zimmers unter der durch die Riten hereinströmenden Winterkälte litt; und es war im Winter 1812/13 bitter kalt. Bald nach ihrer Rückkehr nach Idstein fragte der Vater an, wie es denn mit den Fenstern stehe: er hatte es inzwischen für richtig gehalten, selber einzugreifen und schreibt nun darüber; nachdem er vernommen, daß die Fenster gehörig verwahrt sind: „Ich wüßte wohl von alten Zeiten her, daß es schwer hält, bis ein Präsenzgebäude eine Reparatur erhält, und daß der Bewohner den Präsenzmeister 100mal bitten muß, bis er einen Nagel einschlagen läßt. — Deswegen habe ich auch dem Herrn Inspektor Bender gar nichts von Euren Fenstern geschrieben, sondern unmittelbar an Herrn Präsenzmeister Zucht, weil ich hoffte, daß dieses mehr Eindruck machen würde, das denn auch der Erfolg gelehrt hat.“ Deshalb sollen sich nun aber auch Louis und August persönlich bei dem Herrn Präsenzmeister für seine Willfährigkeit bedanken und ihm eine Empfehlung ihres Vaters ausrichten.

Aber die herrliche Kälte hören wir: „Der Rhein ist nun ganz zugefroren, und man geht und fährt bei Mainz über das Eis, sowie auch von Biebrich nach Rombach.“

Wie ein Schreckschuß wirkte auf die Familie Bieltius in Wiesbaden die Nachricht von dem Auftreten des Fleckfiebers in Idstein. Der Vater schreibt sofort an die Söhne: „Diese Krankheit ist äußerst ansteckend und gegen das Frühjahr gefährlicher als im Winter. Nehmet Euch also nur in Acht, daß Ihr zu niemand kommt, oder mit niemand in nähere Berührung tretet, welcher aus einem Haus ist, darinnen solche Patienten sich befinden. Insbesondere meidet die Seminaristen, welche in dem Hause des Herrn Inspectors aus- und eingehen, und wahrscheinlich ihren kranken Kameraden öfters besuchen.“

Danach wird wohl erst ein vereinzelter Fall der Krankheit bei einem Angehörigen des Schullehrerseminars vorgelegt haben. Auch hören wir nichts von weiteren Erkrankungen, obwohl die Anfangs Februar plötzlich eintretende milde und nasse Witterung eine Verbreitung der Seuche begünstigt haben würde. In dieser Zeit weilt der Vater auch allerlei militärische Nachrichten mitzuteilen. Als er am 3. und 4. Februar zur Erledigung eines kleinen Geschäfts mit der Mutter in Frankfurt weilte, sah er dort mehrere Wagen voll kranker und verwundeter Soldaten, die, wie er schreibt, „in den jämmerlichsten Umständen“ waren. Am 16. Februar erzählt er: „In dem Amt Höchst steht vermahlen französische Einquartierung es sind lauter junge Leute von 17 bis 19 Jahren, die erst exersirt werden. Daben geben die Durchmärsche von Mainz nach Frankfurt mit neuen Truppen, und von Frankfurt nach Mainz von alten, die aus Rußland kommen, Tag und Nacht fort. Voraeßtern sind in einem Tag 15 französische Generale durch Höchst ausrückt.“

In dieses kriegerische Treiben wurde die Bevölkerung Wiesbadens und Biebrichs mit hineingezogen, als etwa am 17. Februar, wohl vom Marischall Kellermann aus Mainz, der Befehl eintraf, die noch in der Heimat befindliche Escadron reitender Jäger und das Infanterie-Bataillon mit den Eskadronen für die beiden in Spanien stehenden Regimenter sollten demnächst ins Feld rücken, ohne daß einstweilen

angegeben wurde, ob es nach Spanien oder gegen Rußland gehe. Oberstlieutenant v. Oberkamp, Leutnant v. Breidenbach und von Bole müssen mit und scheinen sich eben nicht sehr darüber zu freuen, schon in 4 Wochen soll der Abmarsch erfolgen. Und in dem Brief vom 23. Februar heißt es: Die Herrn Officiere, welche mit nach Spanien marschieren sollen scheinen sich nicht sehr darüber zu freuen. Wie ich heute vernehme, wird Herr Rittmeister Schmale nicht mitgehen, welches mir sehr lieb ist. Außerdem hat es auch ein Vancement gegeben. H. v. Breidenbach ist nemlich Rittmeister geworden, von Bole wahrscheinlich Oberstlieutenant.“ (Franz v. Oberkamp, geb. 1779 in Bamberg, trat aus kaiserlichen Diensten im österr. Kürassier-Regt. Nassau 1. Oktober 1805 als Stabskapitän in nass. Dienst. 1. August 1811 Oberstlieutenant; Kommandeur der 1. Escadron Reitender Jäger. † 3. 2. 1832 als Oberst in Wiesbaden. Seine Frau ist eine geb. v. Reined. — Anton Freiherr v. Breidenbach-Büresheim, geb. in Mainz 1791. 14. Oktober 1809 Unterleutnant, 1. August 1811 Leutnant, 1. März 1813 Rittmeister bei den Reitenden Jägern, zuletzt seit 1861 nassauischer Generalmajor à la suite; stirbt 1878 in Wiesbaden.)

Mit besonderer Anteilnahme verfolgte August alles, was sich auf die Reitenden Jäger bezog, in deren Reihen er selber ja einst einzutreten gedachte; der Vater versprach, ihn denn auch sofort zu benachrichtigen, wenn etwa plötzlich der Befehl zum Abmarsch eintreffe, damit August von den ihm bekannten Herren Abschied nehmen könne, einstweilen war der Abmarsch noch nicht möglich, da noch nicht alles fertig war. Das Offizierscorps wurde verstärkt v. Holleben wurde am 5. März zum Unterleutnant befördert und außer ihm noch ein neuer, namens von Neufville aus Dillenburg, welcher schon unter den Österreichern gedient hat, und 28 Jahre alt ist.“ (Ludwig Diagnus v. Holleben, geb. 1792 in Rudolstadt. 30. Juni 1811 als Kadett bei den nassauischen Reitenden Jägern eingetreten. 6. März 1813 Unterleutnant 19. August 1813 Leutnant und zum 2. Regiment versetzt. 1. Januar 1818 mit Pension entlassen. — Robert Karl v. Neufville geb. 19. November 1783 in Dillenburg, war 1799—1804 in österreichischen Diensten, dann studierte er auf den Rechtsakademien Dillenburg und Göttingen; tritt 1. März 1813 in Biebrich als Unterleutnant ein und rückt mit nach Spanien aus; 18. August 1814 zum 2. Regiment versetzt, bei Waterloo verwundet, stirbt 2. August 1815 zu Wall in Paris am Typhusfieber.)

Jedenfalls war die Ungewissheit über das Marischal bald gewichen und wenn Mannschaften sowohl wie Offiziere nicht gerade mit Begeisterung ins Feld rückten, so waren sie doch froh, daß es nicht gegen die Russen aua.

Am Samstag, den 13. März, kam August nach eingeholter Erlaubnis seiner Lehrer nach Wiesbaden, verabschiedete sich am Sonntag von den Offizieren in Biebrich und wanderte Montagfrüh wieder nach Idstein zurück. Noch an demselben Vormittag ritt die Escadron in feierlicher Aus- rüstung zum Abschied durch Wiesbaden. Dienstagmittag traf der Abmarschbefehl ein und Mittwoch den 17. März, früh 8 Uhr wurde abgerückt. Es hat allen Offizieren, wie ich merkte sehr leid gethan, denn bei dem Abschied waren besonders H. v. Bole und v. Breidenbach ziemlich bewegt. —

Auch im bürgerlichen Leben gab es interessante Veränderungen. Mitte Februar entschied sich eine lange schon schwebende Berufungs-Angelegenheit: Bieltius schrieb darüber: „Es ist nun bestimmt, daß Herr Better Hendenreich (August Ludwig Christian Hendenreich, Dr. phil., geboren in Wiesbaden 1773, 1795—97 Rektor der Lateinschule in Ulman, dann Pfarrer dort, später in Wiesbaden als 2. Stadtpfarrer, 1813 in Dohheim, Kirchenrat Professor am theol. Seminar in Herborn, wurde 1837 evangelischer Landesbischof von Nassau; 1849 trat er in den Ruhestand, Dr. Wilhelm wurde sein Nachfolger. Hendenreich ist am 28. September 1858 gestorben; der spätere Obermedizinalrat Dr. Ludwig Hendenreich † 1885, war ein Sohn von ihm.) Pfarrer in Dohheim, wird an seiner Stelle H. Pfarrer Schellenberg (Dr. theol. Karl Adolf Gottlob Schellenberg, dem Hendenreich 1813 Platz machen mußte, ist 1764 zu Idstein geboren als Sohn des dortigen Prorektors am Gymnasium Johann Georg Schellenberg. Seit 1789 war er lutherischer Pfarrer in Neuwied, wurde Februar 1818 als 2. Stadtpfarrer und Konsistorialrat nach Wiesbaden berufen und trat als Kirchen- und Oberkonsistorialrat Anfang 1818 in die Landesregierung ein. 1828 wurde er erster Stadtpfarrer und starb am 13. September 1835.) von Neuwied hier Stadtpfarrer wird. Hendenreich geht sehr ungern von hier weg, und will lieber nach Neuwied sich versetzen lassen, um nur in einer Stadt zu bleiben.“

Am 21. Mai meldet er den Söhnen: „Voraeßtern ist unter neuer Nachbar, H. Konsistorial-Rath und Stadtpfarrer Schellenberg hier angekommen und hat ein ganzes Haus voll Kinder mitgebracht, sodaß die Bevölkerung der Schulanstalt wieder einen ziemlich großen Zuwachs erhalten hat; H. Inspektor Hendenreich ist nun in Dohheim und wie ich höre, ganz zufrieden.“

*) Fortsetzung aus Nr. 56 vom 5. Dezember 1924.